

Kultur

Der Goldgräber auf den Spuren von Orpheus

Er hat über Jahre das westliche Gehör auf die archaischen Klänge von Le Mystère des Voix Bulgares eingetunt und hat im Kalten Krieg der Welt vermittelt, wie sehr die Musik des Ostens ans Herz gehen kann. Jetzt ist der leidenschaftliche Klangsammler Marcel Cellier tot.

Marc Lettau

Im Waadtländer Dorf Chexbres verabschiedet sich heute die Musikwelt vom Schweizer Musikethnologen und Grammy-Award-Gewinner Marcel Cellier. Sie dürfte sich darauf einigen, dass Cellier wie kaum ein anderer zum Aufblühen des Genres Worldmusic beigetragen hat: Der im Alter von 88 Jahren verstorbene Schweizer gilt als Entdecker und Förderer der archaisch anmutenden bulgarischen Frauenchöre, allen voran von Le Mystère des Voix Bulgares; er hat dem rumänischen Panflötenspieler Gheorge Zamfir den Weg auf die grossen Bühnen der Welt geebnet; er hat nebst der bulgarischen, rumänischen und ungarischen Folklore dem westlichen Publikum auch jene Albanien anempfohlen – notabene mitten im Kalten Krieg, als dieses Albanien noch als maoistische Fehlkonstruktion im Inneren Europas wahrgenommen wurde.

3 Millionen Kilometer unterwegs

Celliers Medium war zunächst das Westschweizer Radio. 30 Jahre lang hat er mit seiner Sendung «De la Mer Noire à la Baltique» vermittelt, wie sehr die Musik aus dem verschlossenen Osten auch einem aus dem Westen ans Herz gehen kann. In seinem Hunger nach neuen Klängen ist er mit seiner Gefährtin Catherine über ein halbes Jahrhundert hinweg per Auto drei Millionen Kilometer durch Osteuropa getingelt und hat dabei über 5000 Musikaufnahmen gemacht.

Was er nicht auf Schellack finden konnte, begann er selber zu pressen. Und im Februar 1990 wurde ihm in Los Angeles für sein Album «Le Mystère des Voix Bulgares II» der Grammy Award verliehen: Die entrückt klingenden Chöre aus den fernen Bergen des Balkans verzückten Amerika. Vom kommerziellen Durchbruch profitierten damals Warner Brothers, Polygram und Nippon Columbia, nicht Cellier. Ihn interessierte das Geschäftliche nur mässig. Seine Hingabe galt der Musik und den Menschen, die sie machen.

Erzähler und Goldgräber

Dabei gab es ihn durchaus, den Geschäftsmann Cellier. Er verhandelte in den Nachkriegsjahren in Osteuropa mit kommunistischen Regimes über Erzlieferungen an die Schweizer Metallindustrie. Wirklich begeistert haben ihn



Marcel Cellier - begeistert von der Klangwelt des Ostens und der entschleunigenden Wirkung erheblicher Zugverspätungen, wie hier in Rumänien. Foto: Archiv Catherine Cellier

aber einzig die musikalischen Goldschätze, die er mit auffälliger Absichtlosigkeit hob: «Ich hatte sicher keine Mission, musste niemanden bekehren», sagte Cellier vor zwei Jahren. Er sah sich lediglich als der Begeisterte, «der mit anderen gerne all das Fabulöse teilt, das ihn eben begeistert». Und er war ein Begeisterter mit langem Atem, wie «Le Mystère des Voix Bulgares» verdeutlicht. Das 1975 in einer Auflage von 2000 Platten gepresste erste Album reichte für Jahre. Doch Cellier mutete dem Publikum bis zum Durchbruch von 1990 ebenso begeistert wie beharrlich

weiterhin die scheinbar misstönigen Klänge und diafonischen Intervalle Osteuropas zu.

Entzückter George Harrison

Celliers Funde waren zunächst für die kleine Insel Schweiz bestimmt, beeinflussten aber Musiker wie den Beatle George Harrison, der ob der Chöre Bulgariens ins Schwärmen geriet. Celliers Alben wurden in der Folge gerade im englischsprachigen Raum - unterlegt vom süsslichen Duft von Patschuli und Cannabis - als Beleg für die Existenz ursprünglicher, unverdorbenen Vokalmusik gedeu-

tet. Cellier selbst sah das von ihm Entdeckte anders. Ihm war bewusst, dass gerade in Bulgarien die vermeintlich uralte Folklore eine Symbiose aus Tradition und Neuschöpfung war. Das archaische Liedgut, das seine Ursprünge in der Gesangstradition der Thraker - von Orpheus also - haben dürfte, nahmen Komponisten der sozialistischen Ära als Ausgangspunkt für avantgardistische, polyfone Neukompositionen.

Cellier zeigte Hingabe für beides, für die Erben Orpheus' und für die modernen Avantgardisten. Genau deshalb ist seine Nachwirkung in Bulgarien gross:

Der Bewunderer trug zum Wunder bei, dass die Bewunderer auch heute noch der damals herausgebildeten Musik grössten identitätsstiftenden Wert einräumen. Heute klingt für viele Bulgarinnen und Bulgaren die eigene Musik also dann besonders authentisch, wenn sie exakt so tönt, wie der ihnen zugeneigte Cellier sie gehört hat. Ein Kommentator sagte es gestern in bulgarischen Medien so: «Cellier war der beispielhafte Mensch aus dem Westen, der bei uns das Gute und Schöne suchte, die schönsten aller Lieder fand - und diesen auf die bestmögliche Weise zu Ansehen verhalf.»

Anzeige

THE NATIONAL DISCO COMPANY OF IRELAND PROUDLY PRESENTS

RHYTHM OF THE DANCE

Interlaken, Kursaal-Auditorium **Fr. 10. Jan. 2014**
 Thun, KK-Thun Schadausaal **Sa. 18. Jan. 2014**
 Bern, Kursaal Arena **So. 19. Jan. 2014**

Türöffnung: 19.00 Uhr | Beginn: 20.00 Uhr | Sa. + So. Zusatzshow: 15.00 Uhr
 Infos: www.RhythmoftheDance.com | www.NiceTime.ch

Vorverkauf: **NICE TIME** ticketcorner.ch
 TicketCorner wie SBB-Schalter, Manor, Die Post und Coop City
 www.TicketCorner.ch (print@home) | Tel. 0900 800 800 (1.19 CHF/Min. via Festnetz)

Tribüne Das Historische Museum soll Kulturgut zurückgeben. Der Fall zeigt, wie die Schweiz ihre koloniale Vergangenheit verdrängt. *Bernhard C. Schär*

Mehr Neugier, weniger Abwehr

Gemessen an der Kleinheit des Landes ist die Schweiz eine der erfolgreichsten Wissenschaftsnationen. Eine Wissenschaftsnation allerdings ohne historisches Gedächtnis. Das zeigt sich dieser Tage an einem Streit über eine kleine historische Statue aus Bolivien («Kleiner Bund» vom Mittwoch). Der Schweizer Forschungsreisende Johann Jakob Tschudi hat sie 1858 gegen den Willen ihrer Besitzer erworben. 1929 kaufte sie das Bernische Historische Museum Tschudis Nachfahren ab. Nun fordert Boliviens Regierung die Statue zurück.

«Mitnichten illegal»

Auf Schweizer Seite reagiert man abwehrnd und legalistisch: Der Sachverhalt sei «komplex», so Museumsdirektor Jakob Messerli; die Abklärungen könnten «lange dauern». Der «Kleine Bund» sekundiert: Das «Figürchen» sei «mitnichten illegal» erworben worden. Und ob es tatsächlich als «Heiligtum» gelte, wie von bolivianischer Seite geltend gemacht wird, versieht er mit einem Fragezeichen. Diese Haltung verhindert eine in die Zukunft gerichtete Auseinandersetzung mit der schweizerischen Wissenschafts- und Kolonialgeschichte.

Bleiben wir zunächst bei Johann Jakob Tschudi (1818-1889). Auf eigene Kosten fuhr er zwei Mal in Südamerika. Das dritte Mal reiste er im Auftrag des Bundesrats nach Brasilien. Als Kenner der Region sollte er das Schicksal verarmter Schweizer Pächter abklären. Diese

schafteten auf brasilianischen Plantagen unter sklavenähnlichen Bedingungen. Zu Tschudis Überraschung stellte sich heraus: Nebst vielen armen lebten auch erstaunlich viele reiche Schweizer in Brasilien. Die Handelsleute und Plantagenbesitzer besaßen afrikanische Sklaven im Wert von bis zu einer halben Millionen Franken. Im eidgenössischen Parlament löste Tschudis Bericht Irritationen aus: Sind der Besitz von Schweizer Bürgerrechten und Sklaven kompatibel? Der Bundesrat beantwortete die Frage 1864 auf Druck der Industrie lobby, die über ihre Landsleute in Brasilien Rohstoffe bezog und ihre Fertigprodukte exportierte, mit Ja. Und das zu einer Zeit, als Europas führende Kolonialmächte die Sklaverei bekämpften.

Sklavenhalter als Sammler

Was hat diese Episode mit Sammlungen in Schweizer Museen zu tun? Sie gibt exemplarischen Einblick in die Entstehungsgeschichte dieser Sammlungen: Die vom Bundesrat gestützten Schweizer Sklavenhalter in Brasilien zählten zu den eifrigsten Sammlern naturwissenschaftlicher und ethnografischer Objekte der Region. Sie schickten sie an Schweizer Museen, die ihrerseits oft von reichen Industriellenfamilien wie den von Tschudi mitfinanziert wurden.

Wichtig ist: Tschudi und die Schweizer in Brasilien bilden nur die Spitze des Eisbergs. Auch im übrigen Amerika sowie in Asien, Afrika und Australien

sammelten Schweizer unter ähnlichen Bedingungen Objekte für die Schweizer Wissenschaften. Hervorzuheben sind insbesondere grosse rassenwissenschaftliche Sammlungen menschlicher Schädel und Knochen, die hierzulande kaum mehr bekannt sind.

Abklären und offenlegen

Heute orientieren sich die Schweizer Museen an einem Kodex, der «Taktgefühl» und «Ethik» im Umgang mit «sensiblen Sammlungen» verlangt. Eine ethische Reaktion auf Rückgabebeforderungen ehemaliger europäischer Kolonien wäre: Abwehr und Skepsis durchsetzen. Das hiesse, systematisch abzuklären, wie viele koloniale Objekte, insbesondere menschliche Überreste, in Schweizer Museen liegen. Diese Informationen sollten öffentlich zugänglich sein, für Forschende ebenso wie für Regierungen der ehemaligen Kolonien.

Dies auch zum Vorteil der Schweiz: Sie könnte sich ihrer allzu lange verdrängten Kolonialgeschichte bewusst werden. Auf dieser Grundlage wäre auch ein aufgeklärter postkolonialer Umgang mit Regierungen und Menschen der ehemaligen Kolonien möglich.

Der Autor ist Historiker an der ETH Zürich und forscht zur Schweizer Wissenschafts- und Kolonialgeschichte (vgl. «Postkoloniale Schweiz», Transcript-Verlag, Bielefeld 2013).